

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

284 (5.12.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 49

Weltstädte vor 2000 Jahren

New York, Paris, London, Berlin: wir verbinden mit diesen Namen einen bestimmten Begriff, der sich eigentlich erst in der letzten Zeit gebildet hat: den Begriff der „Weltstadt“. Noch unsere Großeltern kannten dieses Wort kaum. So ist wir geneigt, auf unsere Weltstädte sehr stolz zu sein, und sie für eine ganz moderne Erscheinung, für das wichtige Sinnbild gerade unserer Zeit zu halten. Das ist aber ein Irrtum — schon vor Jahrtausenden gab es Weltstädte, die an Bedeutung, Ausdehnung, Einwohnerzahl usw. modernen Weltstädten relativ wenig nachstanden. Es ist außerordentlich reizvoll, einmal die Parallelen zwischen heute und einst zu ziehen und die überraschenden Ähnlichkeiten festzustellen, die sich dabei zeigen.

Jede große Kultur, von der wir wissen, schuf sich schließlich die Weltstadt: Bagdad und Babylon, Alexandria und Rom waren das nicht weniger, als es heute Paris und Berlin sind, ja sie bedeuteten sogar noch mehr, denn die Geschichte der früheren Kulturen fällt in ihrem Verlaufe mehr und mehr zusammen mit der Geschichte eben jener Städte... Weltgeschichte wird zur Weltstadtgeschichte.

Als die erste Weltstadt der Antike kann man das im 4. Jahrhundert vor Christi von Alexander dem Großen gegründete Alexandria bezeichnen. Diese Stadt entwickelte sich in raschem Tempo zur Weltstadt und blieb es jahrhundertlang — Rom hat sie in ihrer Bedeutung zwar geschmälert, konnte sie aber nicht verdrängen. Im damaligen Alexandria finden wir Verhältnisse, die eigentlich kaum einen prinzipiellen Unterschied gegenüber einer modernen Weltstadt zeigen. Ungeheure Karawanenzüge brachten auf den sorgfältig unterhaltenen Reichsstraßen Waren aus aller Welt herbei, die Kaufleute fanden in Alexandria genau so wie heute, zahlreiche „Sotels“, in den Gassen und Plätzen der Stadt drängten sich die Geschäfte der Sandwerker, die ein spezialisiertes Kunstgewerbe besaßen — es gab Schweineschlächter und Rindermehrer, Spediteure, Schiffsbauer usw. Zahlreiche Banken, an ihrer Spitze die Zentralbank von Alexandria, regelten die außerordentlich komplizierten Geldverhältnisse jener Zeit, Kartelle von Großkaufleuten wurden gegründet, Weltausstellungen veranstaltet. Im Hafen lagen die Schiffe der verschiedenen Meereisen, die sich im Konkurrenzkampf genau wie heute zu immer größerer Tonnage steigerten. (Eines der damaligen Schiffe fahnte z. B. nicht weniger als 900 Mann Besatzung.) Auch rein äußerlich bot Alexandria das Bild einer modernen Stadtlage: grablinig zogen sich die Straßen in gerader Länge dahin, unterbrochen von rechtwinkligen Plätzen; die öffentlichen Anlagen waren von imponierender Größe — so gab es einen achtstöckigen Leuchtturm auf einer vorgelagerten Insel, der nicht weniger als 160 Meter hoch war. Die berühmte Freiheitsstatue im Hafen von New York mißt mit samt dem Sockel nur 93 Meter! Auch eine berühmte Stadtbibliothek gab es in Alexandria — ihr Bestand umfaßte bis zu 700 000 Bücherrollen!

Karlsruher Konzerte

Ein erfreulich zahlreiches Publikum lohnte am Samstagabend die schöne Aufforderung der

„Concordia“

in Verbindung mit ihrem 56. Stiftungsfest der Winterhilfe einen beträchtlichen Reinerlös zuzuführen. Aber nicht bloß die Tatsache, daß ein altangehener Männergesangsverein mit dieser Veranstaltung zugunsten der Wohltätigkeit einen Weg beschritt, der zweifellos Nachahmung verdient und wohl auch seinen Kassierer selbst — denn welches Vereinsjahr leidet heute nicht unter der allgemeinen Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse und muß daher genauestens mit seinen Einkünften haushalten? — einige Überwindung kostete, bleibt hier zu registrieren, sondern der eindrucksvolle Verlauf des Abends widerlegte zugleich wieder einmal die Meinung, als sei das Männerchorwesen zum Abstieg reif und der Glaube an die verbindende Kraft des deutschen Liedes gehe allmählich verloren. Ein Verein, der — freilich nur nach peinlichster und sorgfältigster Probenarbeit — mit solch stürmischem Erfolg vom Podium abtreten kann, trägt die beste Gewähr für eine gesicherte Zukunft der auf spezifische Viestimmigkeit aufgebauten Männerchorpflege in sich auch dann, wenn das eigentliche Programm mehr vollständig als neuzeitlich aufgebaut ist. Man hörte immerhin einiges bislang Unbekannte von Rendvai und Mann, dazwischen hübsche Volksliedbearbeitungen von Walter Main und schließlich vielgesungene A-cappella-Chöre von Ludwig Baumann, der heuer ja fast von jedem Verein beachtet und gefeiert wird. Im Ganzen klappte die Wiederabgabe all dieser Schöpfungen ausgezeichnet, im Besonderen war die Beherrschung zu loben und eine deutliche Aussprache, auf die Chorleiter Heinrich Lehner anscheinend sehr großen Wert legt. Auch die beigezogenen Solisten, vorab Ellen Winter und das Landesheater-Strichquartett (mit Dörmann Boigt als routinierteren Führer) erzielten starken Beifall.

In ähnlich dankenswerter Weise, wie dieser rührige und treibsame Männerchor, stellte auch der

Karlsruher Frauenklub

seine letzte Konzerteveranstaltung in den Dienst des karitativen Hilfszweckes, und hier bezeugte ebenfalls eine stattliche Be-

Was wir von Alexandria sagten, gilt in vieler Beziehung auch für Rom, die Stadt, die jahrhundertlang das Zentrum der damaligen Welt darstellte, und so wirklich den Namen einer „Weltstadt“ verdiente. Die Hauptstadt des römischen Weltreiches zählte in den Tagen des Augustus etwa 1 1/2 Millionen Einwohner, die zum weitest ausgedehnten Teile in riesigen Mietkasernen (insulae) wohnten. Hier findet sich übrigens eine Schattenseite der Großstadt, die es auch im alten Rom schon gab: die Wohnungsnot. Während Alexandria ähnlich wie eine moderne Großstadt weitläufig angelegt war, hatte Rom im Jahre 74 n. Chr. — also zur Zeit seiner Blütezeit, trotz der riesigen Kaiserbauten nur einen Gesamtumfang von knapp 20 Kilometer, die gewaltige Bevölkerung war also auf äußerst engem Raum zusammengedrängt; ganz Rom war eigentlich eine einzige „city“. Die Folge war eine Bodenverfäulung, die die Mietpreise enorm in die Höhe trieb und — ganz wie im heutigen New York — zum Bau von „Hochhäusern“ führte. Die großen Mietkasernen, die, wie der Name (insula = Insel) sagt, ganze Viertel einnahmen, erreichten Höhen bis zu acht Stockwerken.

Bedenkt man, daß die übliche Straßenbreite im alten Rom nur 3-5 Meter betrug, und daß die Häuser vielfach von Baupfeilern aus billigem Material schnell und unolid gebaut wurden, dann versteht man die ununterbrochenen Klagen, die sich in zahlreichen Schriftwerken aus jener Zeit finden. Ein römischer Schriftsteller berichtet z. B., daß ein armer Schlucker nicht weniger als 200 Stufen zu seiner Kammer zu steigen hatte. Daneben gab es auch vornehme Stadtviertel, in denen die Willen der Wohlhabenden standen — aber diese Häuser spielten zahlenmäßig nur eine geringe Rolle. Zur Zeit des Augustus gab es 2000 derartige Willen ... und 40 000 Mietshäuser.

Waren also die Wohnungsverhältnisse der alten Römer wenig günstig, so konnten sie sich andererseits reichlich durch all die Vorteile entschädigen, die das Leben in der Weltstadt Rom zu bieten hatte. Zahlreiche von den „Erregenschaften der Neuzeit“ gab es auch schon damals. Banken, Börsen, Kanalisation und Wasserleitung, Spielclubs, Boxkämpfe, Riggertänze usw., wie überhaupt der „Bergnützungsbetrieb“ Roms wahrhaft weltstädtisch war —, noch heute sehen wir ja die gewaltigen Reste vom Kolosseum, das sozusagen das Zentrum dieses „Betriebes“ darstellte. Manchem wird es vielleicht überraschen, daß von einer Wasserleitung im alten Rom gesprochen wurde. In der Tat bedeutet die Wasserversorgung des alten Roms eine wahrhafte Meisterleistung, die jahrhundertlang nicht nachgeahmt werden konnte. Die Quellen der benachbarten Gebirge wurden teils in unterirdischen Röhren, teils auf gewaltigen Bogenreihen (sog. Aquädukten) über große Entfernungen in die Stadt geleitet, und die Mengen des auf diese Weise nutzbar gemachten Wassers waren so groß, daß man eine förmliche Verschwendung damit treiben konnte. Überall in der Stadt sprudelten Brunnen, und in den riesigen Anlagen der öffentlichen Bäder, die den Raum ganzer Stadtviertel einnahmen, konnten Tausende von Menschen gleichzeitig warm, kalt, lau usw. baden! Die Krone des gan-

zen Wasserwerks bedeutete dann die Erlaubnis für jedermann, sich ohne Entgelt Wasser in sein Haus abzuleiten. Die Anlage der Wasserleitungen war so gut, daß z. B. bei den neuen Ausgrabungen in Pompeji die sehr komplizierten Anlagen ohne weiteres wieder in Betrieb gesetzt werden konnten — nach 2000 Jahren!

Gleichzeitig mit der ersten großen Wasserleitung entstand unter Appianus Claudius die erste große Straße Europas; die „Via Appia“, der dann zahlreiche weitere in alle Teile des Reiches folgten. Sie haben sich durch Jahrhunderte vollkommen erhalten — auf den gleichen Straßen, auf denen die Legionen marschiert waren, wanderten dann später die Apostel des Christentums zu den Heiden, zogen die mittelalterlichen Pilger nach Rom — die römischen Kunststraßen blieben viele Jahrhunderte lang die Straßen schlechthin. Sie führten über die Gebirge, setzten sich jenseits der Meere fort und waren mit einer Technik gebaut, die — wie alles Römische — für die Ewigkeit berechnet zu sein schien. Die Straßendecke der Via Appia z. B. besteht aus Basaltplatten, die so genau ineinandergefügt sind, daß sie bis heute den Jahrtausenden nahezu unverändert standgehalten haben. Die römischen Straßen sind vielleicht das gewaltigste von allem, was das römische Imperium geschaffen hat — und es gibt kein europäisches Land, soweit einmal Roms Macht reichte, in dem man nicht heute noch die Reste dieser Straßen findet, die eigentlich „Europa“ erst geschaffen haben!

Dr. J. Markert.

Ein Zentaur

Von Franz Schauwecker (GDS.)

Das beste Buch von Frank Thieß ist zweifellos der Roman „Die Verdammten“, in welchem er das für uns Deutsche heikle Thema der Geschwisterliebe mit so großem Ernst und dichterischem Gefühl dargestellt hat, daß ein Schauer des Lebens fühlbar geworden ist. Während Thomas Manns „Wälfungenblut“ dadurch völlig unmöglich wird, daß dort dasselbe Thema als ein sexual-psychologischer Fall von Entartung erscheint, der mit einem Biß endet.

Nun hat Thieß den Schlussband seines vierbändigen Werkes „Jugend“ unter dem Titel „Der Zentaur“ veröffentlicht. Er gibt damit das Letzte, was er über das Problem der Jugend von heute zu sagen hat, der Generation also, die uns alle angeht, da voreerst ihr wieder das deutsche Schicksal überantwortet sein wird. Dies Thema ist wohl das schwierigste, das man sich heute wählen kann, denn die Jugend hat noch nicht durch eine Tat der Gestaltung ein endgültiges Zeugnis von sich selbst ablegen können. Vieles ist hier der Vermutung, der persönlichen Ansicht, dem eigenen Wunsch überlassen, vieles auch den Begegnungen, die man gehabt oder die man verjämmt hat.

Wie ist nun Thieß Bild unserer Jugend? Ziemlich trostlos. Das heißt: Was Thieß sieht, ist da und es ist in seiner Gesamtheit nicht ganz, aber ziemlich wenig ermutigend. Aber das, was Thieß sieht, ist nicht die ganze deutsche Jugend, sondern bloß ein manchmal allerdings

daß dessen Theaterbau doch erheblich gegen die akustischen Verhältnisse des Eintrachsaales anzukämpfen hatte.

Entgegen den immer häufiger allerorts gemeldeten halb und viertel besetzten Konzertsälen, die mit deutlichen Strichen die betrübliche Gesamtlage des „Betriebs“ offenbaren, hatte sogar ein einfacher Klavierabend ein überraschend großes Publikum angelockt. Ist nun hier tatsächlich die Konzertfreudigkeit noch ungebrochen oder hat das feine Grundvielleicht doch mehr in der Persönlichkeit von

Emma Darmstadt-Stern

weil diese einheimische Pianistin nun längst zu den vordersten und musikalisch wendigen Vertreterinnen ihres Instrumentes gehört? Ich glaube das Letztere, aber nicht nur wegen der ganz brillanten Fingerfertigkeit und Anschlagstechnik, die u. a. eine vorgeführte Bach-Toccata und im Schlußteil das Chopin-Spiel erneut bestätigte. Weit anziehungskräftiger wirkte doch wohl die Mittelgruppe der Vortragsfolge, die eine interessante Auseinandersetzung mit dem Problem der atonalen Musik ver sprach. Allerdings widerlegte dabei das angerufene instinktivere Urteil der Hörer so ziemlich das Meiste, was eigentlich gegen die moderne Schreibweise zeugen sollte. Es dünkte mir bei der Neuartigkeit der musikalischen Ausdrucksmittel überhaupt verfehlt, sie in dieser Art zur Diskussion zu stellen. Ein Versuch mit tonaler Musik, das eine Mal etwa in Dur, zum anderen in moll vorgetragen, hätte auch nichts Endgültiges bewiesen. Gleichwohl gab die Auseinandersetzung vielleicht manchem Anregung, sich nun intensiver mit diesen komplizierten Dingen zu beschäftigen; das wäre immerhin ein zwar unerwartetes, aber doch der Sache selbst dienliches Ergebnis. Berechtigterweise danke man der Pianistin schon zu Anfang des Konzertes herzlich, nachdem sie alte Musik sehr pfleglich und hingebend behandelt hatte.

D. Sch.

Max Reinhardt in London. Professor Max Reinhardt traf Donnerstagabend in London ein, um die Proben für die Aufführung der Operette „Die schöne Helena“ persönlich zu leiten. Das Werk Offenbachs wird im Dezember in Manchester und im Januar in London gegeben werden.

suderschar, daß man nicht vergebens um eines edlen Zweckes willen an ihr vollständiges Erscheinen appelliert hatte. Ein Abiges bewirkte freilich noch die Vortragsfolge, die ihr einprägendes Gesicht durch zwei so beliebte Namen wie Estriebe Hubertson und Wilhelm Neutwig erhielt. Beide Künstler weit-eiferten denn auch, mit wertvollen Lieber- und Ariengaben, die zum Schluß ein Duett aus dem „Troubadour“ krönte, ihre Zuhörer aufzuheben zu stellen. Das wenigstens war der Eindruck während eines nur kurzen Besuches, der zugleich die Begleiterin Lucie Schöninger sehr vortheilhaft hervorhob.

Über den Altisopisten, den der

Instrumentalverein

im örtlichen Musikleben unbestreitbar darstellt, haben wir schon wiederholt geschrieben und uns auch stets zustimmend zu seinen Leistungen geäußert, sofern sie sich innerhalb der Grenzen bewegten, die nun einmal einem Dilettantenorchester gezogen sind. Nun ist der Verein an einem markanten Abschnitt seiner Geschichte angelangt: 75 Jahre seit seiner Gründung sind verfloßen, ein gutes Drittel davon ist Theodor Mung sein unermüdblicher und oft bewährter Leiter. Beides gab Anlaß zu einem seltenen Hochfest. Man beging es in der würdigen Form einer Mozart-Feier, die um so näher lag, da ja gerade in diesen Tagen die Musikwelt an die 140. Wiederkehr des Todesjahres des Meisters sich erinnert. Anderer Verpflichtungen wegen hatte ich leider selbst keine Möglichkeit, dem Konzert anzuwohnen, doch hörte ich zuvor schon im Rundfunk, der vielfach einen noch untrügeren Maßstab zuläßt, wenigstens die beiden Orchesterwerke. Die „Maurische Trauermusik“ mochte mir damals nicht ganz zugehen, besonders das trostspendende Ende dieses knappen Adagio-Satzes blieb ohne tiefere Wirkung, dagegen erreichte schon bei jener Gelegenheit die subtile und recht durchsichtige Wiederabgabe der G-Moll-Symphonie ungenügend, was mir auch jetzt mein Vertreter wieder bestätigte. Künstlerischen Hochstand rühmte er gleichfalls der „Symphonie concertante“ nach, in deren Solopartien sich mit Erfolg Lulu Dörner (Violine) und Gertrud Höfel (Viola) teilten. Die Freude der Zuhörer habe sich des weiteren noch vor allem an den beiden Gesangsvorträgen Adolf Schöpfhins entzündet, obwohl dem kritischen Beobachter nicht ganz verborgen blieb,

nur schwer nicht zu bemerkender Teil. Was Thies sieht, sind Abgleitende, Kraftlose, Hülfslose, Probierer, Diskutierer, Homosexuelle, Sportler, Intellektuelle, Erotiker, Aufsteigende. Alle diese Menschen sind interessant und sagen interessante Dinge, aber sie bewegen sich nur auf ganz bestimmten Auschnitten des Lebens und sehen Dinge, wie Führertum, Gemeinschaft, Glauben, Frau, Liebe immer nur von diesen bedingten Standpunkten aus. Dabei entstehen geistreiche oder kluge, vorsichtige und komplizierte Meinungen, die bei aller Geistesfreiheit oft genug ein wenig bläulich anmuten, zuweilen den Eindruck des Lurushaften vermitteln und eher markant als charaktervoll, eher erdacht als erlebt wirken.

Frank Thies erscheint hier als ein sehr aufmerksamer Beobachter und als ein Registrator mit überlegter Auswahl aus der Fülle des sich heute bietenden, aber man vernimmt den Schrei, das Stöhnen, das Flüstern und Weinen, das den Kampf des Lebens begleitet. Da Thies diesem Kampf zuschaut, da er fühlt und mit stärkstem geistigen Interesse mittelbar teilnimmt, ist in seinem „Zentauren“ ein allerdings lüdenhafter, aber in dem Gegebenen objektiver Bericht über das Fühlen und Denken deutscher Jugend um 1931 entstanden, der dem Psychologen und Pädagogen sowohl wie demjenigen, der künstlerisch aufzunehmen gewohnt ist, Anregung, Material und Genuß bietet.

Während in den „Verdammt“ dichterisch gestaltet ist, liegt hier das mit eindringlicher Bemühung geschriebene Erzeugnis eines großen schriftstellerischen Könnens vor, welches regen und starken Anteil an der Zeit nimmt, der es seine Eigenschaften verdankt.

Ob es nun die Technik der Fliegerei oder die Bedrängnis durch Erotik ist, die den Anlaß zu Äußerungen bietet, welche Klärung erstreben, — immer sind es Äußerungen, welche eher den Charakter der Stellungnahme als den des Bekenntnisses haben. Die letzte bewegende Tiefe hinter den Bildern, jene Tiefe, vor der das Vergängliche zum Gleichnis wird, schildert in diesem Buch auf eine eigentümliche, aber nicht ungewohnte Art als Problem, das eingehend und ernsthaft untersucht wird, ohne daß deshalb nun eine endgültige Entscheidung erzielt wird. Dieser Mangel des Unbedingten ist wohl dadurch zu erklären, daß der Verfasser mehr über andere spricht, als daß er sich selbst gibt, daß er mehr fasziniert als ergriffen und daß er mehr mit dem Hirn und mit den Nerven als außerdem noch mit dem Herzen bei seinem Stoff ist.

Das Zutrauen, das die deutsche Jugend des „Zentauren“ einflößt, ist nur gering. Es kommt im Leben auf die Kraft an, während die Jugend der Tiefen sich über eine Fortschrittlichkeit verfügt, die wohl den Bedürfnissen des Augenblicks nicht aber den Forderungen der Dauer gewachsen ist. Selbst wenn die Mehrzahl der Jugend so wäre, so wäre dazu doch zu bemerken, daß es in den Zeiten der Entscheidung, um die wir nicht herumkommen, immer nur auf die Wenigen, nicht aber auf die Mehrzahl ankommt. Von diesen Wenigen ist in Thies' Buch nicht die Rede; nur manchmal zuckt ein Satz auf, scheint eine Gestalt im Hintergrund vorbeizugehen, will etwas hervortreten, ein Wort, ein Mensch, ein Bild, zu denen man „Ja“ sagen will, aber dann ist bereits jemand anders da und spricht über wichtige Dinge klar und eindringlich.

Max Schwarte, Generalleutnant a. D.: Der Krieg der Zukunft. Unter Mitarbeit von Oberleutnant a. D. Wenay. Neclams Univ.-Bibl. Nr. 7155. Geh. 40 Pf., geb. 80 Pf. — Der Verfasser hält sich bewußt fern von allen phantastischen Prophezeiungen über die möglichen technischen Wunder und politischen Konstellationen eines künftigen Krieges; es schaltet vor allem Deutschland aus den Erörterungen aus, da nur die rüstungsfreien Mächte in einem modernen Krieg eine Rolle spielen können; nicht aber das fast waffenlose Deutschland. Dagegen sucht es aus genauester Kenntnis des gegenwärtigen Standes der Kriegswissenschaft und -technik, aus der nüchternen voraussichtlichen Berechnung der Kriegsmittel der Zukunft und ihrer Einwirkung auf die Kriegsführung den allgemeinen Charakter eines modernen Krieges zu schildern, in seinen technischen Voraussetzungen und seinem strategisch-taktischen Verlauf. Dies geschieht gleichermaßen in wissenschaftlicher Zuverlässigkeit wie in fesselnder Darstellung.

Literarische Neuerscheinungen

Das Zeitalter des Absolutismus. Der neue Band der Propyläen-Weltgeschichte. (Propyläen-Verlag.) Ein Buch der Könige ist der neue Band der Propyläen-Weltgeschichte „Das Zeitalter des Absolutismus“, der von 1660 bis 1789, also etwa vom Weltfälligen Frieden bis zur Französischen Revolution reicht. Am Anfang steht in der Rolle des purpurgeschmückten Cäsars Ludwig XIV. von Frankreich, das viel bewunderte Vorbild aller Herrscher, der dieses außerlich so glanzvolle Jahrzehnt zu einem Zeitalter tiefer politischer Unmoral prägte. Schon läßt sich die verhängnisvolle Rolle studieren, die das Geld in der Politik spielt. In tiefstem Zusammenhang mit dem Ehrgeiz, dem ganzen großen Schwingung der Epoche steht, daß Europa energisch über seine Grenzen hinausgreift und sich die Welt unterwirft. Aus den tastenden Entdeckungen der kolumbianischen Zeit werden die großen Kolonialreiche, die sich die Holländer, die Spanier, die Portugiesen, die Engländer und Franzosen errichten. Und am Ende der Könige, die es wirklich waren, erscheint Friedrich der Große. Auch der Eroberer Schlesiens ist absoluter Herrscher und verleiht sich auf die Technik der Machterweiterung so gut wie Ludwig XIV., der Eroberer des Elsaß. Aber von einem neuen strengen Pflichtbewußtsein aus arbeitet er zugleich hingebungslos an der Wohlfahrt seiner Landeskinde, und in dieser Fürsorge trifft er sich mit seiner großen Widersacherin Maria Theresia. Selbst unter diesen Herrschern noch ist der Bürger Interieur und was auch für das Volk geschieht, es geschieht nichts durch das Volk. Und doch sah diese Zeit auch Großtaten bürgerlicher Gedankenarbeit und viele Purpurträger des Geistes, wie Newton, Spinoza, Leibniz, Hume, Locke, Rousseau, Voltaire, Goethe, Schiller und Lessing, Johann Sebastian Bach, Mozart und Handel, die das Gesicht der Welt und ihrer Kultur schließlich nachdrücklicher und in edlerem Sinne verändert haben, als die endlosen Erbfolgekriege rühmlicherer Dynastien. So schließt der Band, der Beiträge der Professoren Ralther, Goeß, Ralther, Schnabel,

Gefährliche Erbschaften

Wirkliche und scheinbare Vererbung von Krankheiten

Von Dr. med. S. Förster

Zu den wichtigsten praktischen Aufgaben der modernen Vererbungslehre gehört zweifellos die Untersuchung der Gefährlichkeiten, nach denen sich Krankheiten und krankhafte Anlagen überhaupt vererben. Die außerordentliche Bedeutung dieser Forschungen leuchtet ohne weiteres ein — unendlich viel Leid und Unglück kann der Menschheit erspart werden, wenn es gelingen würde, die Vererbung von Krankheiten wenigstens in einem gewissen Umfange auszuscheiden. Wir sind heute immerhin schon soweit, daß in vielen Fällen der entsprechend geschulte Arzt bereits angeben kann, ob bei einer Ehe zwischen Personen mit krankhaften Anlagen irgendwelcher Art für die Kinder Gefahr besteht oder nicht. Nicht immer ist eine solche Voraussage mit genügender Sicherheit zu treffen, vieles auf diesem Gebiet ist auch noch dunkel und ungeklärt — aber seit der Entdeckung der berühmten Vererbungsgehehe durch Mendel ist auf diesem Gebiet doch schon so viel erreicht worden, daß uns die Wissenschaft bereits in vielen Fällen mit geradem mathematischer Genauigkeit angeben kann, wie eine bestimmte Krankheitsanlage sich vererben wird.

Wenn man von der „Erblichkeit einer Krankheit“ spricht, sollte man sich stets vor Augen halten, daß die Ursachen einer Krankheit nur selten ausschließlich in den Einflüssen der Umwelt oder ausschließlich in den krankhaften Erbanlagen liegen, sondern daß es sich um ein Zusammenwirken der beiden Ursachen handelt. Während aber z. B. bei den Infektionskrankheiten (Typhus, Diphtherie u. a.), die von außen eindringenden Bakterien die ausschlaggebende Rolle spielen, kennen wir andererseits eine große Anzahl von Krankheiten, die eben als erbliche bezeichnet werden müssen, weil sie direkt auf die von den Eltern oder Großeltern überkommenen Erbanlagen zurückzuführen sind, und bei denen die äußeren Umstände nur einen sehr geringen hemmenden oder fördernden Einfluß auf ihr Zutagetreten ausüben können.

Besonders deutlich ist die erbliche Bedingtheit bei vielen Mißbildungen, schon bei der Geburt vorhandenen, meist großen Abweichungen vom harmonischen Bauplan des menschlichen Körpers. Als Beispiel einer solchen Mißbildung sei die **Vielfingerigkeit** erwähnt. Die von ihr betroffenen Personen besitzen überzählige Finger oder Zehen oder beides, häufig ist der kleine Finger verdoppelt, manchmal ist der sechste Finger nur sehr schwach, als kleines Anhängsel ausgebildet. Bei einer norwegischen Familie konnte diese Abnormität durch sechs Generationen verfolgt werden. Als Gegenstück dazu gibt es auch erbliche **Einfingerigkeit**, bei der eine gewisse Zahl von Fingern nicht zur Ausbildung gelangt. Gerade diese letztere Mißbildung ist sehr geeignet, den Unterschied zwischen erblicher Bedingtheit und Wirkung äußerer Ursachen zu demonstrieren. Es gibt nämlich auch Fälle, in denen das Fehlen von Fingern nicht auf Erbanlagen, sondern z. B. auf mechanische Ursachen, die im Mutterleibe wirksam waren, zurückzuführen ist. Diese Mißbildungen sind dann natürlich nicht erblich, was durch Beobachtung der Vorfahren, Geschwister und Nachkommen der mißbildeten Personen nachgewiesen werden kann.

Aber nicht nur für die Mißbildungen gilt diese Notwendigkeit der scharfen Unterscheidung zwischen erblicher und nicht erblicher Form einer und derselben Krankheit. Wir kennen auch eine erbliche und nicht erbliche Kurzsichtigkeit, eine erbliche und nicht erbliche Zuckerkrankheit und viele andere.

Wollte man eine Übersicht aller nachgewiesenermaßen erblichen Krankheiten auch nur ihrem Namen nach geben, so hieße das weit über den Raum dieses Aufsatzes hinausgehen. Man kann wohl sagen, daß es kein Organsystem und kein Organ des menschlichen Körpers gibt, von dem nicht eine erbliche krankhafte Veränderung bekannt wäre! Seien es die Sinnesorgane, wie Auge und Ohr; sei es die Haut, das Muskel-, das Knorpel-, das Knochen-, das zentrale Nervensystem, Gehirn und Rückenmark, oder die peripheren Nerven, seien es die vielgenannten „Drüsen mit innerer Sekretion“: sie alle haben ihre erblichen Krankheiten.

zentrale Nervensystem, Gehirn und Rückenmark, oder die peripheren Nerven, seien es die vielgenannten „Drüsen mit innerer Sekretion“: sie alle haben ihre erblichen Krankheiten.

Aber auch das Blut, das ja auch ein Organ des Körpers, wenn auch „ein ganz besonderer Saft“ ist, kann Abweichungen vom normalen Verhalten zeigen, deren Erblichkeit von besonderem Interesse ist, weil sie uns als Beispiel für eine hochwichtige Allgemeinercheinung der Vererbung dienen kann. Bei der **Bluterkrankheit** handelt es sich um eine krankhafte Veränderung des Blutes, infolge deren das Blut nicht oder nur außerordentlich langsam gerinnt: Es ist klar, daß unter solchen Umständen selbst kleine Wunden zu lebensgefährlichem Blutverlust führen können. Diese Krankheit hat schon dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, daß sie in einigen regierenden Häusern Europas vorkommt, so war z. B. der Thronfolger Alexei, der Sohn des ermordeten letzten russischen Zaren, ein Bluter. Die Familie des Vaters war vollkommen gesund in dieser Hinsicht; die Anlage stammte aus der Familie der Mutter, dem Großherzoglich-Russisch-Darmstädtischen Hause, die Mutter selbst aber war gesund. Die Bluterkrankheit ist ein vorzügliches Beispiel für die Vererbung „geschlechtsgebundener“ Eigenschaften, die nur in dem einen Geschlecht (hier im männlichen) in die Erscheinung treten, während sie vom anderen geschlecht (hier im weiblichen) weitergegeben werden. Es findet also eine Übertragung vom kranken Großvater durch die gesunde Tochter auf den kranken Enkel statt. **Frauen erkranken nie an der echten Bluterkrankheit**, denn sie besitzen, wenn sie von einem kranken Vater stammen, neben der abnormen väterlichen Erbanlage eine normale mütterliche Erbanlage für die Gerinnung des Blutes, und die normale Anlage „dominiert“ über die krankhafte Anlage, die „rezessiv“ ist, d. h. zurücktritt, nicht zum Vorschein kommt. Man unterscheidet nämlich in der Vererbungslehre zwischen den sog. „dominanten“ (vorherrschenden) und den „rezessiven“ (versteckt bleibenden) Anlagen. In unserem Falle bedeutet das folgendes: bei einer dominanten krankhaften Anlage wird bei der Vererbung die krankhafte über die gesunde Anlage dominieren, bei der rezessiven dagegen ist es umgekehrt: die Gesundheit überdeckt die Krankheit und der Betroffene erscheint gesund, besitzt aber eine verborgene Krankheitsanlage, die dann in der nächsten Generation unter Umständen wieder zum Ausbruch kommen kann.

Das letzte Ziel der Erforschung der Erblichkeit von Krankheiten ist nun natürlich nicht die bloße Feststellung der Art ihrer Vererbung, sondern das Bestreben, aus der Erkenntnis des Vererbungsmodus Hinweise zu gewinnen, wie die Weitervererbung vermieden werden kann. Bei den dominanten Krankheiten ist es klar, daß der Verzicht des kranken Menschen auf Nachkommenschaft das einzige Mittel dafür ist. Anders bei einer verdeckten (rezessiven) Erkrankung: heiratet ein mit ihr behafteter Mensch einen Partner, von dem er sicher ist, daß er diese krankhafte Anlage in seiner Erbmasse nicht enthält, so kann er damit rechnen, daß seine Kinder sämtlich gesund sind. Andererseits liegt aber, wenn er einen Partner heiratet, der vielleicht äußerlich gesund ist, aber in seiner Erbmasse die rezessive Erbanlage mit sich führt, die Gefahr sehr nahe, daß mindestens ein Teil seiner Kinder krank ist. Aus diesem Grunde ist, bei Vorhandensein rezessiver krankhafter Erbanlagen in einer Familie die Gefahr von Verwandtenehen so groß, weil dadurch die zunächst verborgenen Erbanlagen von beiden Eltern in die Erbmasse des Kindes hineingeraten werden und dann zur Krankheit führen. An sich birgt die Verwandtenehe nicht mehr Gefahren für die Kinder in sich, als jede sonstige Ehe; nur das Vorhandensein der „rezessiven“ krankhaften Erbanlagen kann sie zu einem Unglück für die aus ihr entsprossenden Kinder gestalten. Wenn die Erkenntnis dieser Gefahr auch nur in einem Teil der Fälle zu ihrer Vermeidung führt, ist der praktische Wert dieses Teiles menschlicher Erblichkeitsforschung schon groß genug.

Wägen, Walzel, Blische und Salomon enthält, sinngemäß mit der Einberufung der französischen Generalstände am 1. Mai 1789, dem Schicksalstage der absoluten Monarchie, und dem Geburtsstunde eines endlich auch politisch mündigen Bürgertums. — Zutreu der Grundidee der Propyläen-Weltgeschichte, das kulturelle, wirtschaftliche und geistige Geschehen in die Schilderung einzuschließen, sind auch in dem wiederum aufs sorgfältigste ausgewählten und technisch vollendet wiedergegebenen Bildschmuck sämtliche Lebensbezüge gleichmäßig berücksichtigt. Unter den **Großtaten von Bildern** finden wir tausende Familiens eines Heiligen Vaters der Bischoffe von der Pfalz über das Leben am Hofe des Sonnenkönigs, den handschriftlichen Entwurf der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, einen verzweifelten Brief Friedrich des Großen am Abend der Schlacht bei Koenigsberg, die subtile Nachbildung einer russischen Notenschrift — diese vier Beispiele zeigen mehr als Worte von der Vielfältigkeit dieses Zeitalters, in das die nun schon so oft gerühmte Eigenart der Propyläen-Weltgeschichte in ihrer Synthese von Wort und Bild einen wahrhaft lebensvollen Einblick gewährt.

Die **deutsche Dikse**. Schon seit längerer Zeit erscheinen die altberühmten Monographien zur Erdkunde (Verlag von Klasing, Wiesbaden und Leipzig) in einem neuen und höchst wirkungsvollen Gewande. Die leuchtend bunten Aufschlagbilder greifen aus allen Schaufenstern guter Buchhandlungen, und wer die Bücher aufschlägt, ist entzückt, daß die zahlreichen Bilder sämtlich schön groß und auf besonderen Tafeln in Kupfertiefdruck hergestellt sind. Unter diesen modernen Vorzügen hat die wissenschaftliche Zuverlässigkeit und eingehende Genauigkeit des knapp gefaßten Textes nicht gelitten. Zeugnis dafür der neueste Band: „Die deutsche Dikse, ihre südlichen Küsten und Inseln“ von **Dr. Bruno Schulz**, Professor der Geographie an der Universität Hamburg. In sechs klar gegliederten Kapiteln schildert er die ird- und meeresräumlichen Bedingungen der Dikse, die von ihm in der Geschichte gepollte Nolle, Meer- und Klima- und unternimmt dann eine

in leichtem Ton beschriebene Wanderung entlang der Küste der deutschen Dikse und ihrer Inseln, schmeißt aber auch hinüber nach Bornholm, Kristiansö, Land und Gotland.

Salomon, Dr. Erich: Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken. 112 Photos mit einer Einleitung und vier sprachigen Erläuterungen (deutsch, französisch, englisch, italienisch). Text und Photographien vom Verfasser. Reklamformat. Kautschukpapier. (Preis in Reinen mit Goldrand 14 RM. Verlag Engelhorn, Stuttgart.) — Ein historisches und physiognomisches Dokument allererster Klasse. Das Werk enthält intime Aufnahmen der berühmten Persönlichkeiten der Gegenwart aus der internationalen Politik, Diplomatie, Industrie und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft. Dr. Erich Salomon ist der vielleicht bekannteste heutige Pressephotograph und allen Lesern illustrierter Zeitschriften durch seine hochinteressanten Aufnahmen bekannt. Ein Geschenk wert von höchstem Rang, internationalem Interesse und dauerndem historischem Wert.

Prof. Dr. Walter Scheidt: Kulturkunde. Rassenbiologie und Kulturpolitik. 11. Nr. 7160. Geh. 40 Pf., geb. 80 Pf., Neclams. — Dieses Werk stellt die Fortsetzung der in kurzer Zeit durch Neclams Universal-Bibliothek weit verbreiteten „Rassenkunde“ des bekannten Hamburger Forschers dar und erläutert in gemeinverständlicher Weise einen neuen, biologisch begründeten Kulturbegriff. Auf solider erkenntnistheoretischer Grundlage entwickelt der Verfasser ein umfassendes Rassen- und Kulturprogramm, das überall in das lebendige Leben des Tages einmündet.

Jakob Schöffner: Der lachende Hauptmann. Novelle. Mit einem Nachwort „Deimat und Welt“ vom Verfasser. (Neclams Univ.-Bibl. Nr. 7157. Geh. 40 Pf., geb. 80 Pf.) — In dieser Erzählung aus der Zeit der russischen Kämpfe zwischen Weiß und Rot, die eigentlich eine düstere Kriegsbildung ist, gestaltet der Schweizer Dichter dramatisches Geschehen in einer einzigen großartigen Szene von unerhörter Konzentration.